

Jerry der Insulaner [Fortsetzung]

Autor(en): **London, Jack**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **29 (1939)**

Heft 39

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648847>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Jerry

der Insulaner

VON JACK LONDON

Copyright by Union Deutsche Verlagsanstalt (12. Fortsetzung)

Als aber der Tag kam, da er in Freiheit gesetzt wurde, benutzte er ihn nicht, um nach dem Strande zu laufen. Das Schicksal wollte, daß Venerengo ihn befreite. Sie tat es mit Vorbedacht, weil sie ihn loswerden wollte. Als sie aber Jerry losgebunden hatte, blieb er stehen, um ihr zu danken, wedelte mit der Rute und lächelte sie mit seinen rußbraunen Augen an. Sie stampfte mit dem Fuße auf, um ihm zu bedeuten, daß er gehen sollte, und schrie ihn wütend an, um ihn bange zu machen. Das verstand Jerry nicht; er kannte Furcht so wenig, daß er sich nicht einschüchtern ließ. Er wedelte nicht mehr mit der Rute und sah sie zwar weiter an, lächelte aber nicht mehr. Ihm war klar, daß ihr Benehmen und der Lärm, den sie machte, Feindseligkeit ausdrückten, und er war auf der Hut, war auf jede feindliche Handlung von ihrer Seite vorbereitet.

Wieder schrie sie ihn an und stampfte mit dem Fuße. Die einzige Wirkung, die das ausübte, war, daß Jerry jetzt seine Aufmerksamkeit dem Fuße zuwandte. Daß er nicht gleich weg lief, wenn sie ihn in Freiheit setzte, war zu viel für diese temperamentvolle Frau. Sie trat nach Jerry, und Jerry wich aus und biß sie in den Knöchel.

Jetzt war der Krieg erklärt, und sie hätte aller Wahrscheinlichkeit nach Jerry in ihrer Wut getötet, wäre Lamai nicht auf dem Schauplatz erschienen. Der losgebundene Stock erzählte genug von ihrer Treulosigkeit und empörte Lamai, der zwischen sie sprang und den Schlag mit einem Poi-Stöber abwehrte, der Jerry sonst leicht den Kopf zerschmetterte hätte.

Jetzt war Lamai in Gefahr, und seine Mutter hatte ihm schon einen Schlag auf den Kopf versetzt, daß er zu Boden stürzte, als der arme Lumai, den der furchtbare Lärm aus dem Schlafe geweckt hatte, sich herauswagte, um Frieden zu stiften. Und wie gewöhnlich vergaß Venerengo alles andre über dem größeren Vergnügen, ihren Mann auszuzanken.

Die Geschichte endete harmlos genug. Die Kinder hörten auf zu weinen. Lamai band Jerry wieder an den Stock. Venerengo schimpfte, bis ihr die Luft ausging, und Lumai begab sich gekränkt ins Kanuhaus, wo die Männer in Frieden schlafen konnten, ohne von Marys geplagt zu werden.

Als Lumai am Abend im Kreise der andern Männer saß, erzählte er von seinem Mergel und dessen Ursache: dem Hündchen, das mit der Arangi gekommen war. Nun hörte zufällig Agno, der oberste der Teufel-Teufel-Medizinmänner oder der Hohepriester des Stammes, die Geschichte mit an, und er entsann sich, daß er Jerry mit dem Rest der Gefangenen ins Kanuhaus geschickt hatte. Eine halbe Stunde später hatte er sich Lamai vorgenommen. Kein Zweifel, der Junge hatte die Tabus verletzt, und das sagte er ihm auch unter vier Augen, bis Lamai zitterte und meinte und in Todesangst vor seinen Füßen kroch, denn die Strafe war der Tod.

Es war eine zu gute Gelegenheit, den Jungen ein für allemal gefügig zu machen, als daß Agno sie nicht in vollem Maße

benutzt hätte. Ein toter Junge hatte keinen großen Wert für ihn, aber ein lebendiger Junge, dessen Leben er in der Hand hatte, würde ihm treu dienen. Da kein anderer etwas von dem verletzten Tabu wußte, konnte er darüber schweigen. Und deshalb befahl er Lamai, sofort in das Kanuhaus der Jünglinge zu ziehen, wo er seine Lehrzeit in der langen Reihe von Handtierungen, Prüfungen und Zeremonien beginnen sollte, bis er schließlich ins Kanuhaus der Jungesellen kam, um halbwegs als erwachsener Mann anerkannt zu werden.

* * *

Am Morgen band Venerengo Jerry auf Geheiß des Teufel-Teufel-Medizinmannes die Beine zusammen, was nicht ohne Kampf vor sich ging, bei dem sein Kopf arg gestoßen und ihre Hände böse zerkratzt wurden. Dann trug sie ihn durchs Dorf, um ihn in Agnos Haus abzuliefern. Unterwegs legte sie ihn auf dem offenen Platz, wo die Königsstatuen standen, auf den Boden und ging, um an der Festfreude der Bevölkerung teilzunehmen.

Der alte Bashti war nicht nur ein strenger Gesetzgeber, in seiner Art stand er einzig da. Er hatte diesen Tag gewählt, um zwei streitsüchtige Weiber abzustrafen, allen andern Weibern eine Lehre zu erteilen und seinen Untertanen wieder einmal eine Freude zu verschaffen, weil sie ihn zum Herrscher hatten. Tina und Wiwau, die beiden Frauen, waren derb, voll und jung, und sie hatten wegen ihrer unaufhörlichen Streitereien Mergernis über Mergernis gegeben. Bashti ließ sie um die Wette laufen. Aber was für ein Wettlauf war das! Es war zum Totschlagen. Männer, Frauen und Kinder, die zusahen, heulten vor Freude. Selbst ältere Weiber und Graubärte, die schon mit einem Fuß im Grabe standen, schrien vor Vergnügen bei dem Anblick.

Der Wettlauf fand auf einer Bahn statt, die eine halbe Meile lang war und von der Stelle am Strande, wo die Arangi verbrannt worden war, mitten durch das Dorf bis zum Strand am andern Ende der Korallenmauer führte. Diese Entfernung sollten Tiba und Wiwau hin und zurück durchlaufen, und zwar sollte die eine die andre antreiben, so daß die andre eine unerreichbare Schnelligkeit zu erreichen versuchte.

Nur Bashtis Kopf hatte diese Vorstellung erdenken können. Erstens wurden Tiba zwei runde Korallenblöcke, die wenigstens vierzig Pfund jeder wogen, in die Arme gelegt. Sie war gezwungen, sie eng an die Seiten zu pressen, um sie nicht fallen zu lassen. Hinter sie stellte Bashti Wiwau, die mit einer Bürste aus Bambussplintern an einem langen leichten Bambuschaft bewaffnet war. Die Splinter waren nadselscharf — ja, es waren tatsächlich die Nadeln, die man zum Tätowieren brauchte, und sie sollten auf Tibas Rücken in derselben Weise angewendet werden wie die Stachelstöcke, mit denen die Menschen Ochsen antreiben. Es konnte dem Opfer kein ernsthafter Schaden zu-

gefügt werden, aber es war eine grausame Qual, und gerade das beabsichtigte Baschti.

Wiwau trieb mit dem Stachelstock an, und Tiha stolperte und fiel bei der Bemühung, eine größere Schnelligkeit zu erreichen. Da bei der Ankunft am Strande die Rollen vertauscht werden sollten — Wiwau sollte den Stein zurücktragen und Tiha sie mit dem Stachelstock antreiben —, und da Wiwau wußte, daß Tiha ihr mit Zinsen zurückzahlen würde, was sie ihr gab, strengte sie sich nach Kräften an, solange sie konnte. Beide tropfen von Schweiß. Jede hatte ihre Anhänger in der Volksmenge, die sie bei jedem Stoß mit anzüglichen Zurufen ermunterten.

Bei aller Lächerlichkeit steckte ein eisernes, primitives Geseß dahinter. Die beiden Steine mußten die ganze Strecke getragen werden. Die Frau, die den Stachelstock hatte, mußte ihn kräftig und ohne Bedenken gebrauchen. Die Geschlagene durfte nicht wütend werden noch sich mit ihrem Quälgeist in einen Kampf einlassen. Baschti hatte sie schon im voraus darauf aufmerksam gemacht, daß die Strafe für Verletzung der von ihm gegebenen Geseße eigentlich darin bestanden hätte, bei Ebbe an einen Pfahl auf das Riff gebunden und von den Fischhaien gefressen zu werden.

Als die Kämpfenden an die Stelle kamen, wo Baschti und sein Premierminister Mora standen, verdoppelten sie ihre Anstrengungen; Wiwau trieb Tiha begeistert an, und Tiha sprang jedesmal, wenn die Würste sie traf, so daß sie andauernd Gefahr lief, die Steine zu verlieren. Dicht hinter ihnen kamen alle Dorfkinde und Dorfhunde, vor Aufregung heulend und kläffend.

„Lang Zeit du fella Tiha nicht sitzen im Kanu“, brüllte Mora dem Opfer zu, und Baschti ließ wieder ein vergnügtes Gackern hören.

Bei einem ungewöhnlich heftigen Schlage ließ Tiha den einen Stein fallen und mußte den Stachelstock, als sie ins Knie sank und den Stein wieder aufhob, gleich wieder schmecken. Dann watschelte sie weiter.

Einmal empörte sie sich gegen die Qualen, die sie erdulden mußte; sie blieb stehen und wandte sich zu ihrem Quälgeist um.

„Mich böse auf dich zu viel“, sagte sie zu Wiwau. „Nachher — bald —“

Aber sie vollendete die Drohung nicht. Ein besonders heftiger Schlag brach ihren Mut, und sie wankte weiter.

Als sie sich dem Strande näherten, ließ das Geschrei der Menge nach. Aber nach wenigen Minuten setzte es mit erneuter Kraft wieder ein. Jetzt war es Wiwau, die unter der Last stöhnte, und Tiha, die, wütend über die erlittene Unbill, doppelte Vergeltung zu üben versuchte.

Gerade vor Baschti ließ Wiwau einen der Steine fallen, und bei dem Versuch, ihn aufzuheben, verlor sie auch den andern, der fünf bis sechs Fuß von dem ersten wegrollte. Tiha wurde ein wahrer Wirbelwind rachsüchtiger Wut, und ganz Somo geriet außer sich. Baschti schlug sich auf die bloßen Schenkel und lachte, bis ihm die Tränen über die runzligen Wangen liefen.

Und als alles vorbei war, sprach Baschti zu seinem Volke: „So sollen alle Weiber kämpfen, wenn sie zu kampflustig sind.“

Er sagte es nicht gerade mit diesen Worten. Er sagte es auch nicht in der Somo-Sprache. Er sagte es auf Trepang, und seine Worte lauteten:

„Jede fella Mary er mögen kämpfen, alle fella Mary in Somo kämpfen dies fella Weise.“

Nach Beendigung des Wettlaufs blieb Baschti noch eine Weile im Gespräch mit seinen Großen stehen, unter denen sich auch Agno befand. Venerengo stand, auf ähnliche Weise beschäftigt, mit mehreren ihrer alten Freundinnen zusammen. Jerry lag noch so da, wie sie ihn hingeworfen hatte; da kam der Wildhund, den er auf der Arangi tyrannisiert hatte, und beschnüffelte ihn. Zuerst tat er es in respektvollem Abstand, zu sofortiger Flucht bereit. Dann kam er vorsichtig näher. Jerry beobachtete ihn erbittert. In dem Augenblick, als die Schnauze

des Wildhundes ihn berührte, ließ er ein warnendes Knurren hören. Der Wildhund sprang zurück, stürzte in wilder Flucht davon und war schon eine ganze Strecke gelaufen, als er erkannte, daß er nicht verfolgt wurde.

Wieder kam er vorsichtig zurück, so, wie sein Instinkt ihn auf der Jagd nach Wild vorzugehen hieß, dann kroch er ganz am Boden zusammen, so daß sein Bauch fast die Erde berührte. Dann hob und senkte er die Füße so gewandt und lautlos wie eine Katze, wobei er hin und wieder nach rechts und nach links sah, als fürchtete er einen Flankenangriff. Der laute Ausbruch eines Knabenlachens in der Ferne brachte ihn plötzlich in Abwehrstellung: er hieb die Klauen in den Boden und spannte die Muskeln wie Stahlfedern, um sofort sprungbereit zu sein und der Gefahr — er wußte nicht, woher sie drohte und worin sie bestand — zu entgehen. Als er sich überzeugt hatte, woher der Lärm kam, und daß keine Gefahr für ihn bestand, begann er wieder, sich vorsichtig dem irischen Terrier zu nähern.

Was möglicherweise geschehen wäre, kann niemand sagen, denn in diesem Augenblick fiel Baschtis Blick zufällig zum erstenmal seit der Eroberung der Arangi auf das goldene Hündchen. Im Wirbel der Ereignisse hatte Baschti das Hündchen ganz vergessen.

„Was Name das fella Hund?“ rief er scharf, und sein Ruf brachte den Wildhund wieder in Abwehrstellung und zog sich Venerengos Aufmerksamkeit zu. Vor Angst froch sie fast vor den furchtbaren alten Häuptling und berichtete mit zitternder Stimme, wie sich alles zugetragen hätte. Ihr Taugenichts von Sohn, Lamai, hätte den Hund aus dem Wasser gezogen. Das Tier hätte viel Unruhe und Mühe in ihrem Hause verursacht. Jetzt aber sei Lamai zu den Jünglingen gezogen, und sie solle den Hund auf ausdrücklichen Befehl Agnos in dessen Haus bringen.

„Was Name das Hund bleiben bei dir?“ fragte Baschti, jetzt direkt zu Agno gewandt.

„Mich kai-kai ihn“, lautete die Antwort. „Ihn fett fella Hund. Ihn gut fella Hund kai-kai.“

In Baschtis wachsamem alten Hirn blitzte plötzlich ein Gedanke auf, der schon längst dort geruht hatte und gereift war.

„Ihn gut fella Hund zu viel“, erklärte er. „Besser du essen Busch fella Hund“, rief er ihm, auf den Wildhund zeigend. Agno schüttelte den Kopf. „Busch fella Hund kein gut kai-kai.“

„Busch fella Hund kein gut zu viel“, lautete Baschtis Urteil. „Busch fella Hund zu viel Furcht. Viele Busch fella Hund zu viel Furcht. Busch Hund nicht kämpfen. Hund von weißer Herr kämpfen wie Hölle. Busch Hund laufen wie Hölle. Du sehen Augen gehören dir, du sehen.“

Baschti beugte sich über Jerry und durchschnitt die Stricke, mit denen seine Beine gebunden waren. Und Jerry, der sofort auf den Füßen stand, hatte diesmal zuviel Eile, um sich erst zu bedanken. Er stürzte dem Wildhund nach, erwischte ihn auf der Flucht, riß ihn zu Boden und wälzte sich mit ihm herum, während eine Staubwolke sich um sie erhob. Der Wildhund gab sich die größte Mühe, zu entkommen, aber Jerry drängte ihn in eine Ecke, warf ihn nieder und biß ihn, während Baschti seinen Beifall kundgab und seine Großen rief, um zuzusehen. Jetzt war Jerry ein rasender kleiner Dämon geworden. Angefeuert durch alle Unbill, die er seit dem blutigen Tage auf der Arangi und dem Verlust Schiffers bis zum heutigen Tage, als ihm die Beine zusammengebunden wurden, erlitten hatte, ließ er seine ganze Rache an dem Wildhund aus. Der Besitzer des Wildhundes, ein Retournierter, beging den Fehler, Jerry mit einem Tritt verschleichen zu wollen. Im selben Augenblick war Jerry auf ihn losgesprungen und hatte ihm mit seinen Zähnen den Schenkel zerfchrammt. Dann geriet er dem Schwarzen zwischen die Beine und warf ihn um.

„Was Name!“ rief Baschti wütend dem Missetäter zu, der, vor Angst außer sich, liegenblieb, wo er hingefallen war, und zitternd auf das nächste Wort seines Häuptlings wartete.

Fortsetzung folgt.